

## Editorial

**Gesundheitspolitik  
der guten Ausreden****Letzte Woche war es wieder so weit:**

Gesundheitsminister Alain Berset verkündete die Erhöhung der Krankenkassenprämien. Um 4,5 Prozent sollen sie nächstes Jahr im Durchschnitt teurer werden – und das bei null Teuerung. Ein Ende des Anstiegs sei nicht absehbar. Die Gesundheitskosten und damit auch die Prämien würden weiter steigen. Schuld daran seien wie immer die Demografie, vor allem der wachsende Anteil der älteren Bevölkerung, und der medizinisch-technische Fortschritt. Als neuen Verdächtigen setzte Berset die Negativzinsen der Nationalbank auf die Anklagebank, die den Krankenkassen zu schaffen machten.

**Es ist für Politiker bequem, unangenehme Entwicklungen auf Faktoren zurückzuführen,** die sich dem eigenen Einfluss entziehen: Die Prämien steigen, da kann man nichts machen.

**«Spitäler, Ärzte, Pharma haben alles Interesse an steigenden Kosten»**

Doch stimmt das wirklich? Angesichts der Gesamtkosten von über 30 Milliarden Franken in der Grundversicherung kann das Argument der Negativzinsen nur eine Ausrede sein. Und wenn wirklich Demografie und technischer Fortschritt die grossen Kostentreiber wären, müssten sich die riesigen kantonalen Kostenunterschiede

allmählich angleichen. Doch das ist nicht der Fall. Die Kosten in Baselland oder in der Waadt sind um ein Drittel höher als in Zug oder Luzern, ebenso jene im Jura im Vergleich zu Uri – ohne spürbare Unterschiede in der Versorgungsqualität oder bei der Lebenserwartung.

**Auf andere Kostentreiber deuten auch die Erfahrungen von Praktikern** und Gesundheitsexperten hin. Was Politiker gerne mit «Mengenwachstum» verschleiern, ist die rasch wachsende Überbehandlung als Folge falscher Anreize. Die Patienten wollen die beste Behandlung. Sie zahlen keine risikogerechten Prämien, was sie wünschen, wird bezahlt. Der Leistungskatalog wird deshalb ständig ausgebaut. Die Krankenkassen kümmern sich nur um die Kosten, nicht um die qualitativen Ergebnisse. Und die Anbieter – Spitäler, Ärzte, Pharma, Hilfsmittelhersteller, Therapeuten – haben alles Interesse an steigenden Kosten.

**So motivieren immer mehr Spitaldirektoren ihr Personal mit variablen Lohnbestandteilen.** Wenn Chefärzte mit ihren Kliniken gewisse Mengenziele erreichen, werden sie mit einem Bonus belohnt. Letzte Woche kaufte der Klinikbetreiber Aevis Victoria für 187 Millionen Franken die Genfer Privatklinik Générale-Beaulieu. Der Preis signalisiert, wie lukrativ das Geschäft mit der Gesundheit geworden ist.

**Wer das Prämienwachstum bremsen will,** muss bei den falschen Anreizen ansetzen.

**Armin Müller,**  
Mitglied der Chefredaktion



armin.mueller@sonntagszeitung.ch  
www.facebook.com/sonntagszeitung

Leserangebot — 20  
Rätsel — 61  
Rendez-vous — 70  
Marktplatz — 70  
Impressum — 21

Immobilien Kauf — 49  
Immobilien Miete — 49  
Kino — 70  
Veranstaltungen — 70  
Kultur — 70

# Bagatellfälle blockieren

Patienten verschulden die stetig wachsenden Prämien erhöhungen zum Teil

Dominik Balmer (Text) und  
Andreas Eggenberger (Fotos)

**Zürich/Bülach ZH** Der junge Servicetechniker legt seine rechte Hand vor Myriam Füllemann auf den Tisch. «Sie ist etwas geschwollen», bemerkt die Ärztin mit prüfendem Blick und drückt behutsam auf dem Fleisch des Ballen herum. «Wir müssen röntgen.»

Bei einem Sturz hat sich der junge Mann verletzt. «Es war alles blau vor einer Woche.» Doch das Röntgenbild zeigt: alles harmlos. «Sie haben Glück gehabt», sagt Ärztin Füllemann. «Es ist nur eine Prellung. Wenn Sie möchten, können Sie Schmerzmittel nehmen. Haben Sie eines zu Hause?»

Freitagabend kurz nach 20 Uhr. Das Wartezimmer der Notfallstation im Spital Bülach ist voll. «Typisch», sagt Füllemann schmunzelnd, «nach dem Abendessen kommen die Leute.»

Bülach steht für eine fatale Tendenz im Gesundheitswesen. Immer mehr Leute gehen bei Beschwerden direkt ins Spital – ohne vorher einen Hausarzt zu konsultieren. Wegen jedem Bobo und Wehweh. «Unsere Zahlen explodieren», sagt Spitaldirektor Rolf Gilgen. Fast 30 000 Notfälle zählte sein Betrieb 2015. Im laufenden Jahr werden es voraussichtlich 15 Prozent mehr sein. Noch nie war die Wachstumsrate so gross.

Bei fast 60 Prozent aller Besuche in Bülach handelt es sich nicht um Notfälle, sondern um Bagatellen. «Der Andrang bringt uns in die Bredouille», sagt Gilgen, «Unser Wartezimmer ist oftmals zu klein. Unser Schalter auch.»

**Triage-Systeme sollen Ansturm bewältigbar machen**

Die grösseren Spitäler spüren diesen Druck genauso. Das Unispital Basel verzeichnete zwischen 2006 und 2015 einen Anstieg der Patienten auf der Notfallstation von 37 733 auf 50 115. Das ist eine Zunahme von über 30 Prozent. Ähnliche Raten weist das Unispital Zürich auf. 2015 wurden dort 42 637 Patienten betreut. «Wir sehen eine Zunahme der leichten Fälle, die direkt auf unsere Notfallstation kommen», sagt Sprecherin Martina Pletscher. Jeder dritte Patient im Unispital-Notfall leidet bloss an einer Bagatelle.

Um die Flut der leichten Fälle besser bewältigen zu können, haben viele Spitäler Triage-Systeme mit Notfallpraxen eingerichtet.

Auch Ärztin Füllemann schiebt in Bülach Dienst in einer solchen Praxis. Ihr nächster Patient ist Rolf Bona, Wespenstich. Sein linker Arm zeigt eine grossflächige Rö-



Notfallstation im Spital Bülach: Das Wartezimmer ist voll – wie so oft an einem Freitagabend kurz nach 20 Uhr

## Die Spitäler als Kostentreiber

Falsche Anreize und Überbehandlung lassen die Krankenkassenprämien stetig wachsen

**Zürich** «Die Spitäler wissen genau, wie sie mehr Geld verdienen können», sagt Brida von Castelberg. Die ehemalige Chefärztin der Frauenklinik Triemli in Zürich schildert, wie das in der Praxis funktioniert. Früher wurde eine Gebärmutterentfernung in einem einzigen Durchgang stationär behandelt – inklusive Vorabklärungen. Heute ist die Regel, dass eine Frau für die Vorabklärungen das Spital-Ambulatorium besucht und danach wieder nach Hause geht. Später kommt sie für den Eingriff erneut ins Spital, wo

sie ein paar Tage stationär behandelt wird. «Mit diesem Kniff, dem Aufspalten eines Falls, verdienen die Spitäler heute mehr Geld, obschon sie genau die gleichen Patienten gleich behandeln», stellt von Castelberg fest.

Trotz null Teuerung steigen die Krankenkassenprämien nächstes Jahr um durchschnittlich 4,5 Prozent, wie das Bundesamt für Gesundheit am Montag bekannt gab. Jahr für Jahr steigen die Prämien, üblicherweise deutlich stärker als die Löhne. Nach der jüngsten Prämienrunde kostet die Grundversi-